

Dagmar Hoßfeld

JELLA

hat genug!



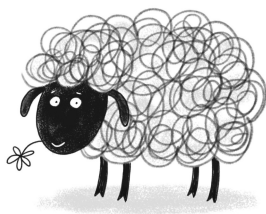
CARLSEN

JELLA
hat genug!

Dagmar Hoßfeld

JELLA hat genug!

Mit Bildern von Daniela Kohl



CARLSEN

*Dieses Buch möchte ich all jenen widmen,
die sich so beherzt für unseren Planeten einsetzen
und dabei über sich selbst hinauswachsen.
Ihr seid die Zukunft.*

DAS ERSTE KAPITEL,

in dem ich von einem tollwütigen Handball angegriffen werde, Gunhild und ich zu Müllmädchen werden und meine Mutter plötzlich gegen Haferbrei allergisch ist.

Alles fängt damit an, dass ich beim Handballtraining einen Ball an den Kopf kriege. Peng! Klatsch! Aua! Einfach so. Wie aus dem Nichts.

Boah, denke ich in der nächsten Sekunde. Der hat gegessen!

Ich schaue mich um. Gunhild guckt mich erschrocken an. Genau wie der Rest der Mannschaft.

„Jella, Mann! Oh, nee ...“, jammert Gunhild. „Ich hab dir doch ein Zeichen gegeben, dass ich dich anspielen wollte!“

Der Ball kam also von ihr. Aber wovon spricht sie? Anspielen? Zeichen? Hä? Ich sehe grob geschätzt eine Trillion Sternchen und Schmetterlinge vor meinen Augen herumflirren und -flattern.

Dann sind die plötzlich weg und mir wird ein bisschen schwummrig von dem Schreck, weshalb ich mich vorsichtshalber auf den Hallenboden hocke. Gleichzeitig halte ich mir die Wange da, wo Gunhilds Schmetterball abgeprallt ist. Mein rechtes Ohr fiept. Ich taste vorsichtig daran herum und kann spüren, wie das

Ohrläppchen anschwillt und glüht, als hätte ich zu lange in der Sonne gelegen oder neben einem Pizzaofen gestanden. Beides trifft nicht zu. Ich bin, wie gesagt, beim Handballtraining. Hier scheint weder die Sonne noch gibt es in der Turnhalle einen Ofen.

„Menno“, ächze ich. Bis vor zwei Sekunden war Gunhild noch meine allerbeste Freundin. Jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher.

„Stürmerfoul!“, brüllt jemand mit Verspätung.

„Quatsch“, knurre ich.

„Bestimmt ist ihr Trommelfell geplatzt“, flüstert Serafina.

„Wie kommst du denn darauf? Ich kann dich supergut hören“, widerspreche ich sofort. Trommelfell geplatzt? Nur weil mir jemand – Gunhild! – einen steinharten Handball mit Karacho an den Kopf gepfeffert hat? Blödsinn. Ich bin doch nicht aus Zucker! Leo, unsere Trainerin, trällert auf ihrer Trillerpfeife, um das Trainingsspiel zu unterbrechen.

„Ach, du Schreck, Jella!“ Sie kniet sich neben mich und macht ein besorgtes Gesicht. So ähnlich wie meine Mam, wenn ich ihr sage, dass ich nicht jeden Morgen einen von ihren quietschgrünen Löwenzahnpetersilienspinatsalatsmoothies mit Gänseblümchengarnitur zum Frühstück runterwürgen möchte, sondern lieber mal eine korrekte Scheibe Weißbrot mit stinknormaler Erdbeermarmelade hätte. Echt jetzt, die Smoothies sehen aus wie gequir-

te Frösche und schmecken auch so. Und das soll gesund sein? Nicht, dass ich schon mal gequirlte Frösche probiert hätte. Ich stelle mir nur vor, dass die ganz ähnlich aussehen und schmecken könnten wie diese glibberig-glitschigen Trinkbreie meiner Mam. Also nicht besonders lecker.

„Gehts dir gut?“, fragt Leo mich. Sie wedelt mit ihrer Pfote vor meinem Gesicht herum. „Wie viele Finger siehst du?“

„Drölf“, antworte ich grinsend. „Mir gehts richtig prima. Großartig. Spitze. – Echt wahr!“, schiebe ich hinterher, weil sie so zweifelnd guckt.

„Du hast voll den Ballabdruck auf der Backe“, meint Nieke. Sie hat das Tor verlassen, was ziemlich ungewöhnlich für sie ist. Normalerweise wohnt sie zwischen den Pfosten. Zumindest wenn wir Handballtraining haben. Dann bunkert sie haufenweise Müsliriegel, Trinkflaschen und mindestens zwei ihrer aktuellen Lieblingskuscheltiere griffbereit hinter dem Netz. Mit mir meine ich die weibliche D-Jugend vom TSV Grimmelsburg, zu der ich gehöre. Ich bin elf, die Kleinste, die Jüngste und die Dünnste von allen. Aber ich bin blitzschnell und kann gut werfen. Jedenfalls besser als Gunhild normalerweise. Mein Spitzname ist Jella Wirbella, weil ich ständig herumwirbele. Das ist meine Taktik: Herumwirbeln und die anderen schwindelig machen. „Als Kreisläuferin kriegt man schon mal was ab. Das ist doch ganz normal“, sage ich zu Nieke.

Sie nickt verständnisvoll und anerkennend zugleich. Weil sie Torhüterin ist und regelmäßig solche harten Würfe abfangen muss, weiß sie natürlich, was ich meine. Kreisläuferinnen müssen Lücken erlaufen, Spieler blockieren, Tore werfen, Siebenmeter herausholen und die gegnerische Mannschaft insgesamt beschäftigen. Das kann ich ziemlich gut. Wirbellamäßig eben.

Ich rappele mich hoch. Leo, die eigentlich Bianca heißt, reicht mir die Hand und hilft mir beim Aufstehen. Vermutlich macht sie sich Sorgen, dass ich eine Gehirnerschütterung habe und sie wegen mir gleich einen Unfallbogen in dreifacher Ausfertigung ausfüllen muss.

„Es tut mir so leid. Es tut mir so, so, so leid.“ Gunhild wringt die Hände, als wären die Finger nasse Waschlappen. Dabei macht sie ein Gesicht, als müsste sie dringend aufs Klo. Das sage ich ihr auch. Sie wird knallrot.

„Spielen wir jetzt weiter, oder was?“ Ich schnappe mir den Ball. Die halbe Mannschaft steht um mich herum und starrt mich an. Nein, die ganze. Zwölf Mädchen. Irgendwie ist es mir peinlich, so im Mittelpunkt zu stehen.

„Alles gut, wirklich“, sage ich und lasse wie zum Beweis den Ball aufditschen. Er prallt vom Hallenboden ab und springt mir um ein Haar ins Gesicht. Das hätte mir gerade noch an Peinlichkeit gefehlt! Während ich überlege, ob der Ball vielleicht tollwütig ist oder gegen mich als Person etwas hat – warum greift der mich

sonst an? Gleich zweimal hintereinander! –, wirft Leo einen Blick auf die Hallenuhr.

„Nee, sorry“, meint sie kopfschüttelnd. „Unsere Zeit ist um. Räumt bitte auf, baut die Tore ab, geht unter die Dusche und lasst nichts liegen. Wir sehen uns nächste Woche wieder.“ Sie nickt uns zu und guckt mich lange prüfend an. „Soll ich nicht lieber deine Eltern anrufen, damit dich jemand abholt?“

„Nö. Wieso?“, frage ich misstrauisch zurück.

„Na, falls dir schlecht wird und du kotzen musst. Oder falls du ohnmächtig wirst“, mischt Gunhild sich ein.

Ich zeige ihr einen Vogel.

Zu Leo sage ich „Ach, nein. Vielen Dank. Ist nicht nötig“, womit sie sich zum Glück zufriedengibt. „Tschüss!“

Anschließend trage ich den fiesesten aller Handbälle in den Geräteraum.

„Mit dir spiele ich nie wieder!“, zische ich ihm zu, als keiner guckt. Falls ein Lederball schuldbewusst gucken könnte, hätte er jetzt die Gelegenheit dazu. Tut er aber nicht. Ich stopfe ihn schnell zu seinen Kumpels ins Netz – extra tief nach unten! – und gehe duschen.

Im Spiegel über dem Waschbecken entdecke ich, dass ich wirklich einen Ballabdruck im Gesicht habe. Er fällt aber kaum auf. Nur wenn man ganz, ganz genau hinschaut. Mein Ohr pfeift auch nur noch ein bisschen. Ich sags doch: Alles halb so schlimm.

Ich hüpfte unter den pipiwarmen Wasserstrahl und seife mich von oben bis unten mit Duschgel ein. Zehn Minuten später rausche ich aus der Halle. Meine Haare sind ziemlich kurz. Die können gut an der Luft trocknen.

Ich winke den anderen zu. Die meisten werden von ihren Eltern mit dem Auto abgeholt. Ich nicht. Normalerweise fahre ich zwei Haltestellen mit einem Linienbus, für den ich eine Schülermonatskarte habe, aber der nächste kommt erst in zwanzig Minuten. Weil ich keine Lust auf Rumstehen und Warten habe, laufe ich los und mache mich zu Fuß auf den Nachhauseweg.

Gunhild muss eigentlich in die andere Richtung, aber sie begleitet mich trotzdem ein Stück. Bestimmt hat sie Schiss, dass ich über die Straße torkele, umkippe, mit dem Hinterkopf auf einen Bordstein knalle, mein Gedächtnis verliere und zwei Wochen später ohne Identität im Krankenhaus aufwache. So was liest man schließlich dauernd in der Zeitung.

Ich wette, sie, also Gunhild, macht später mal was Soziales als Beruf. Krankenschwester möglicherweise. Oder vielleicht Bewährungshelferin. Manchmal glaube ich, dass sie sich mehr Sorgen um mich macht als meine Eltern. Gegen Gunhild sind die echt gechillt.

Meine Mutter ist Steuerberaterin. Mein Vater fährt nachts und am Wochenende Taxi. Er findet keinen Job, weil er vor vielen Jahren, als er noch jung und dumm war – das hat er selbst mal

gesagt –, etwas studiert hat, was außer ihm und außerhalb von Island, Norwegen und dem Rest Skandinaviens kein Schwein braucht: Nordistik und Ältere Skandinavistik. Er steht auf alles, was aus dem Norden kommt – und das nur, weil er da mit seinen Eltern früher immer Campingurlaub gemacht hat. Wenn er nicht Taxi fährt, gibt er hin und wieder Anfängersprachkurse an der Volkshochschule oder er unterrichtet norrönische Literatur bei uns zu Hause. Das ist sein Spezialgebiet. Sein zweites Spezialgebiet ist, mein Vater und ein Hausmann zu sein. Vielleicht sollte ich an dieser Stelle erwähnen, dass er mein Stiefvater ist? Meinen richtigen Vater kenne ich gar nicht. Ich weiß nur, dass er Ricardo heißt, Skilehrer ist und in der Schweiz wohnt. Alle paar Jahre schickt er uns eine Postkarte mit Berggipfeln drauf. Meine Mam hat sich schon vor meiner Geburt von ihm getrennt und wenig später meinen jetzigen Papa kennengelernt. Tom, den Taxifahrer. Der hat mich dann offiziell adoptiert. Postkarten-Ricardo war darüber ganz froh, glaub ich. Jedenfalls hat er der Adoption gleich zugestimmt. Meistens nenne ich meinen Adoptiv-Stiefvater Tom, manchmal Papa und hin und wieder Tompa. Je nachdem, wie's gerade passt.

Aber zurück zu Gunhild und mir.

Wir laufen über den verlassenen, unkrautüberwucherten Pausenhof. Unsere Schule ist uralte. Genau wie die Turnhalle, in der wir zweimal pro Woche trainieren. Die ist keine von diesen schicken

Mehrzweckhallen, in denen auf Knopfdruck Trennwände von der Decke segeln und Zuschauertribünen aus der Wand kommen, die sich wie von Zauberhand entfalten. Wer zugucken will, muss bei uns entweder hinter der Seitenlinie an der Wand stehen oder auf einer harten Turnbank hocken. Aber dafür haben wir einen nagelneuen Sportplatz. Vielleicht sollte ich es mal mit Fußball probieren? Das spielt man an der frischen Luft und auf weichem Rasen. Und vielleicht sind Fußbälle ja nicht ganz so angriffslustig wie Handbälle.



In dieser Sekunde stupst Gunhild mich an und reißt mich unsanft aus meinen Gedanken.

„Hey, guck mal!“, sagt sie. „Da liegt schon wieder Müll daneben!“

„Boah!“ Ich rümpfe die Nase. „Was für eine Riesensauerei!“

Wir kommen an einer Reihe Glas- und Müllcontainer vorbei, die am Rand des Schulparkplatzes stehen. Weißglas, Buntglas, Papier und Pappe, Altkleider, Kunststoff, Batterien, Restmüll – für jedes Ding, was man werfwerfen möchte, ist das Passende dabei, sollte man meinen. Ist aber anscheinend nicht so.

Ich mag gar nicht hinschauen, aber natürlich tue ich es trotzdem und bereue es sofort. Der Anblick ist wirklich schlimm. Neben den Flaschencontainern stapeln sich haufenweise zerfledderte Plastiktüten und aufgeweichte Kartons mit Klamotten, Gläsern, Farbeimern und Lackdosen. Hinter dem Papiercontainer steht ein ausrangiertes krümelmonsterblaues Sofa auf drei Beinen. Daneben liegen ein fadenscheiniger Teppich, zwei abgefahrene Autoreifen und ein Kühlschrank ohne Tür. Vielleicht konnte jemand die brauchen und hat sie mitgenommen? Aber was macht man mit einer einzelnen Kühlschranktür? Hätte der den Rest nicht auch mitnehmen können? Wieso kippen die Leute ihren Müll überhaupt in die Gegend? Das ist einfach nur achtlos und unnötig, widerlich und gemein. Ich werde es nie kapieren.

Der Anblick der wilden Müllkippe macht mich wütend und traurig zugleich. Wie können manche Menschen nur so respekt-

los sein? Denken die etwa, dass es irgendwo noch eine zweite Welt in Reserve gibt, wohin wir umziehen können, wenn wir die erste kaputtgemacht haben? Nee, so läuft das nicht!

„Wieso schniefst du so komisch? Heulst du etwa? Tut dein Ohr weh?“, fragt Gunhild mich plötzlich.

„Nee, gar nicht!“ Ich wische mir schnell mit dem Ärmel über die Nase und fühle mich klein und hilflos. Warum hab ich keine Superkräfte? Dann könnte ich mir den Müll unter den Arm klemmen und zu den Leuten zurückbringen, die ihn hier abgeladen haben. Die würden Augen machen!

„Los, komm“, drängelt Gunhild.

„Moment noch!“ Ich ziehe mein Handy aus der Tasche, schieße ein Foto von dem ganzen Krempel und knipse dann noch das Schild, auf dem eine Telefonnummer der Stadtverwaltung steht. Da soll man sich melden, wenn irgendwo Müll oder Schadstoffe illegal abgeladen wurden.

„Willst du da echt anrufen? Ob das was bringt?“, fragt Gunhild zweifelnd.

„Keine Ahnung“, gebe ich zu. „Aber nichts tun ist auch blöd, oder? Wenigstens holen die den Müll ab, wenn man Bescheid sagt, und entsorgen ihn anständig. Vielleicht finden die sogar irgendeinen Hinweis. Einen Namen, einen Adressaufkleber oder so etwas. Dann können sie nachforschen und Anzeige erstatten. Wäre doch cool!“

„Ja, stimmt“, meint Gunhild. „Aber jetzt komm endlich. Ich will nach Hause. Im Rathaus arbeitet um diese Uhrzeit eh keiner mehr. Es ist gleich halb sechs.“

Wo sie recht hat, hat sie recht. Ich beschliesse, den Anruf auf morgen zu verschieben, und stapfe neben ihr her. Bei jedem Schritt fällt mir plötzlich auf, wie vermüllt unser Stadtviertel ist. Wenn man im Bus sitzt, sieht man das gar nicht so. Aber zu Fuß? Mann, da muss man wirklich gut aufpassen, wohin man tritt! Auf dem Gehweg glitzern Glassplitter von zerbrochenen Flaschen. Daneben sind alte Papp- und Plastikbecher verstreut. Ich mache mir gar nicht erst die Mühe, die vielen Zigarettenskippen zu zählen, die ausgespuckten Kaugummis, die Kronkorken, das zerknüllte Papier, die leeren Burgerschachteln und zerdrückten Dosen. Im Slalom umrunden wir vergammelte Dönerreste und stinkende Hundehaufen. Die Abfallkörbe, an denen wir vorbeikommen, sind so gut wie leer, weil das meiste danebenliegt. Anscheinend sind manche Leute einfach zu blöd, um die Öffnung zu treffen. Dabei ist das doch eigentlich nicht so schwer, oder? Man sollte das am besten schon in der Grundschule trainieren. Müllentsorgung als Hauptfach für alle. Ich wäre sofort dafür. Gunhild auch. Das sagt sie jedenfalls, als ich ihr von meiner Idee erzähle.

„Besser als Mathe auf jeden Fall“, meint sie. Dabei ist sie in Mathe richtig gut. Sie langweilt sich nur schnell.

Mit unseren Turnschuhen schieben wir den Müll vorsichtig zusammen – außer der Hundekacke natürlich! – und heben alles auf, was man anfassen kann, ohne ernsthaft krank zu werden. Das werfen wir in einen Abfalleimer und ekeln uns um die Wette.



„Wir sind Müllmädchen – Yeah!“ Ich balle die Faust.

Gunhild zeigt mir einen Vogel und wischt sich die Finger mit einem Desinfektionstuch ab, von denen sie immer eine Packung im Seitenfach ihres Rucksacks hat – für den Notfall. Sie reicht mir auch eins. „Wegen der Bazillen“, murmelt sie.

Ein paar Schritte weiter stehen wir an der nächsten Ecke und verabschieden uns voneinander. Sie geht nach links, ich nach rechts. Wir winken uns noch einmal zu, dann ist sie weg und ich hüpfе alleine weiter.

Ich wohne ganz am Anfang einer Einbahnstraße in einer verkehrsberuhigten Zone. Die meisten Häuser sind alt, aber es gibt auch ein paar schicke Neubauten, eine Ladenzeile und eine Bäckerei. Einen Spielplatz haben wir auch, aber für den bin ich inzwischen zu groß.

Bei mir zu Hause ist niemand. Jedenfalls bekomme ich keine Antwort, als ich die Wohnungstür aufschließe und in den Flur rufe, dass ich da bin. Ich werfe meine Sporttasche in die Ecke und

mache einen kurzen Abstecher in die Küche, um mir eine Flasche Saft und eine Banane zu holen, bevor ich in meinem Zimmer verschwinde.

Unsere Wohnung liegt im dritten Stock eines renovierten Altbaus. Wenn ich erwachsen bin, hätte ich gerne ein Haus mit Garten. Ein kleines Haus mit einem richtig großen Garten. Ich würde Sonnenblumen säen, hätte Obstbäume, jede Menge Erdbeerpflanzen, eine wilde Blumenwiese und natürlich Gemüsebeete mit Gurken, Kürbissen, Käfern und Schnecken.

Hier gibt es nur schmale Mini-Balkone, auf die gerade mal eine Getränkekiste und ein Wäscheständer passen. Man kann vielleicht noch einen Topf mit Küchenkräutern dazwischenquetschen, aber mehr nicht. Bei uns geben die Kräuter eh regelmäßig ihren Geist auf, weil die Balkone die meiste Zeit des Tages kaum Sonne abbekommen. Trotzdem liebe ich unsere Wohnung. Sie hat riesige Fenster und einen hellen Holzfußboden, der bei jedem Schritt knackt und knarzt.

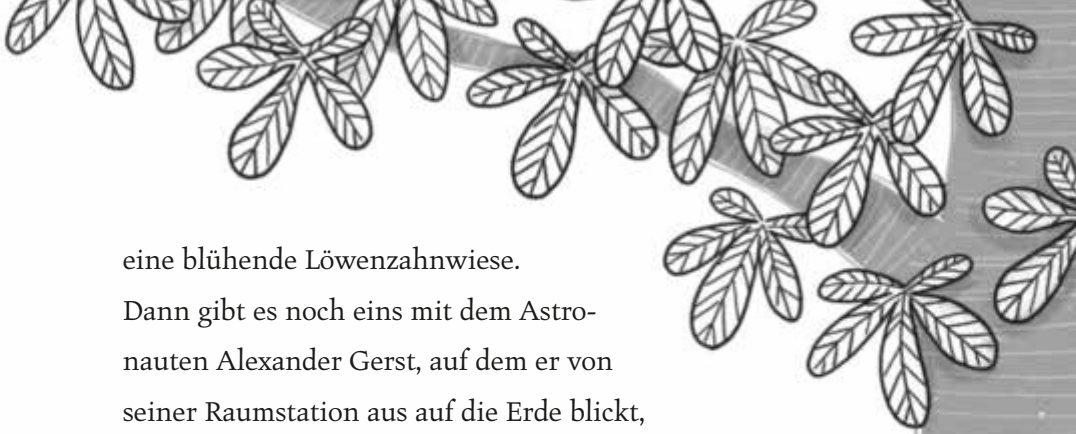
Mein Zimmer ist der kleinste Raum von allen, was auf den ersten Blick ein bisschen ungerecht klingt, aber eigentlich nicht so schlimm ist. Schließlich bin ich auch die Kleinste in der Familie. Und außerdem finde ich mein Zimmer total gemütlich, was vor allem an dem Hochbett liegt, das ich mir vor zwei Jahren zum Geburtstag gewünscht habe. Außer mir darf da keiner rauf. Höchstens Gunhild, wenn sie bei mir übernachtet und wir etwas

Wichtiges zu bequatschen haben. Mein Bett ist wie eine Privatinsel. Zwar nicht mit Strand und Palmen, aber dafür mit vielen Kuschelkissen.

Direkt darunter steht mein Schreibtisch, der wie immer viel zu voll und unaufgeräumt ist. Gleich daneben ist ein Fenster, von dem aus ich in den Hinterhof gucken kann. Besonders spektakulär ist der Blick nicht, weil da immer nur Fahrräder, Motorroller und Mülltonnen herumstehen. Dafür sehe ich ein Stück vom Himmel und eine Baumkrone, wenn ich mich ins Bett lege. Die Krone gehört zu einer riesigen Kastanie, die auf dem Nachbargrundstück steht. An ihrer Laubfärbung kann man gut die Jahreszeiten verfolgen.

Wenn keine Blätter mehr dran sind, ist logischerweise Winter. Dann haben die Zweige Ähnlichkeit mit mageren Knochen, was ein bisschen gruselig sein kann. Besonders nachts, wenn der Mond scheint und die Knochenfinger sich im Wind bewegen und sich strecken, als wollten sie nach mir greifen. Aber im Augenblick ist alles ganz und gar ungruselig. Die Kastanie grünt und blüht, produziert Sauerstoff und sieht dabei ausgesprochen lieb und nett aus.

Außer meinem Bett, dem Schreibtisch, einer Kommode, meinem Kleiderschrank, der bunt lackierten Tür zum Flur und dem Fenster gibt es in meinem Zimmer noch verschiedene Poster. Auf dem einem sind springende Delfine abgebildet, auf dem anderen



eine blühende Löwenzahnwiese.

Dann gibt es noch eins mit dem Astronauten Alexander Gerst, auf dem er von seiner Raumstation aus auf die Erde blickt, die wie eine frisch polierte, blau-weiße Murmel aussieht. Wunderhübsch. In einer Ecke des Posters steht eine krakelige Widmung: FÜR JELLA VON ASTRO-ALEX. Das hat eine Freundin meiner Mutter organisiert, die in einem Institut arbeitet, in dem Herr Gerst mal einen Vortrag gehalten hat.

Schräg über seinem linken Ohr hängt ein Foto von Greta Thunberg. Die kennt wohl jeder, oder? Wahnsinn, was die alles in Gang gesetzt hat – obwohl sie anfangs noch nicht mal erwachsen war! Sie hat ein Protestschild gemalt, sich in Schweden vor ein Ministerium gesetzt, anstatt zur Schule zu gehen, und gesagt, dass sie da jeden Freitag sitzen und so lange streiken wird, bis die Politiker endlich was für die Erde und den Klimaschutz tun. Auf ihrem Schild steht in Schwedisch SKOLSTREJK FÖR KLIMATET, was übersetzt SCHULSTREIK FÜRS KLIMA bedeutet. Damit ist sie kreuz und quer durch Europa gereist, hat demonstriert und vor Millionen Leuten

gesprochen. Inzwischen macht sie das hauptberuflich, hab ich gehört. Jedenfalls geht sie gerade nicht zur Schule, sondern hat sich beurlauben lassen, um sich mit voller Kraft ums Klima zu kümmern. Damit hat sie auch mehr als genug zu tun. Und obwohl sie monatelang freitags gestreikt hat, hat sie ein super Zeugnis bekommen.

Ein Streik fürs Klima – das muss man sich mal trauen! Besonders in dem Alter und ganz allein. Ich weiß nicht, ob ich so mutig wäre. Nee, wohl eher nicht.

Dabei ist das mit dem Klima wirklich wichtig. Jeder muss sich Gedanken machen und versuchen, die Erde zu retten, solange sie noch zu retten ist. Schließlich betrifft das uns alle, die ganze Welt, und nicht nur ein einzelnes Mädchen aus Schweden. Wenn das Klima sich weiter verändert und wir nur zuschauen und abwarten, haben wir ein Problem. Das sagt Greta den Erwachsenen direkt ins Gesicht. Wirklich mutig. Seit ich von ihr weiß und Videos von den weltweiten Klima-Demos gesehen habe, mache ich mir ziemlich viele Gedanken und überlege ständig, ob ich nicht auch irgendetwas tun kann.

Ich hab ja schon erzählt, dass die Kastanie bei uns im Hof mein persönlicher Jahreszeitenkalender ist. Normalerweise mag ich jede Jahreszeit, aber der Sommer ist mir am liebsten. Letztes Jahr wars allerdings sogar mir zu viel. Wochenlang diese Affenhitze – und dann die Dürre! Da hätte die arme Kastanie fast schlappge-

macht. Sie hatte schon angefangen, Blätter zu verlieren. Da hab ich beschlossen, etwas zu unternehmen. Boah, das war vielleicht eine Schlepperei, jeden Tag mit zwei vollen Wassereimern quer über den Hof! Aber ich habs geschafft: Der Baum hat überlebt – und ich hab einen kleinen Teil dazu beigetragen.

In dem Sommer sind bei uns im Park viele Bäume eingegangen und das Gras ist komplett verdorrt. Auf dem Schulhof wurde der Asphalt butterweich, auf dem Turnhallendach hätte man Spiegeler braten können und im Fahrradunterstand ist sogar ein Reifen explodiert. Die Luft hat sich erwärmt und ausgedehnt, bis der Gummischlauch geplatzt ist. Zwei Jungs aus meiner Klasse haben daraufhin am nächsten Tag extra alte Schläuche und Reifen aufgezo-gen und ihre Räder vormittags in die pralle Sonne gestellt. In den Pausen haben sie gewettet, bei wem es zuerst knallt. Jungs machen manchmal seltsame Sachen. Aber spannend wars schon, das muss ich zugeben. Der Knall war so krass, dass Gunhild fast angefangen hätte zu weinen. Sie hat empfindliche Ohren und ist auch sonst sehr sensibel.

Ich trinke einen Schluck Saft, verdrücke die Banane, schalte die Mini-Anlage ein, die in meinem Bücherregal steht, und schiebe die BEST OF SCHLAGERMOVE-CD ins Fach. Ich finde Schlager super und höre fast nichts anderes. Nicht so langweiliges Gesülze, sondern eher poppige Sachen. Meine Mutter steht auf Hardrock. Tom auf Techno. Vielleicht wurde ich nach der Geburt ver-

tauscht? Oder hab ich meine Schlagerliebe von Ricardo geerbt? Keine Ahnung. Auf jeden Fall sind die Musikgeschmäcker in dieser Wohnung ziemlich verschieden, was manchmal für Diskussionen sorgt. Egal ...

Ich drehe die Lautstärke auf, schnappe mir mein Vokabelheft vom Schreibtisch, rolle es zu einem Mikrofon zusammen und laufe damit durchs Zimmer, als wäre ich auf einer großen Bühne.

„*In meinen Träumen ist die Hölle loos* ...“, trällere ich. Okay, der Text ist ein bisschen beschauert, aber der Rhythmus ist toll!

„Jella!“

„... *was machst du bloß?*“, gröle ich in das Heftmikrofon.

„Jella!!“

Ich schüttele die Haare und hüpfte wie bekloppt auf und ab. Dass ich außer Greta, Alex und den springenden Delfinen noch einen weiteren Zuschauer habe, bemerke ich erst, als Tom plötzlich vor mir steht und mit beiden Händen vor meinem Gesicht herumfuchtelte. Vor Schreck lasse ich das Mikrofon fallen.

„Mann, Tompa!“, schimpfe ich. „Du sollst doch anklopfen, bevor du reinkommst!“

„Hab ich ja, aber du hast es anscheinend nicht gehört. Kein Wunder. Geht das nicht noch ein bisschen lauter?“ Er knirscht mit den Zähnen. Das kann ich nicht hören, aber sehen, weil er die Kaumuskeln so anspannt.

„Nö, leider nicht“, antworte ich. Was für eine blöde Frage! Das

CD-Player-Radio-Ding ist ungefähr hundert Jahre alt und hat nur zwei Mini-Lautsprecherboxen. Damit kann man überhaupt keine laute Musik hören. Das weiß Tom genau. Schließlich hab ich die Anlage von ihm geerbt, als er sich ein neueres, größeres und stärkeres Modell für seine Technomusik gekauft hat.

Ich drehe die Lautstärke runter. Er atmet theaterreif auf. Ganz schön albern.

„Ich dachte, es wär keiner da“, brumme ich.

„Ich bin aber da. Und unsere Nachbarn vermutlich auch. Hilfst du mir beim Abendbrotmachen? Swantje muss jeden Moment da sein. Sie wollte nach der Arbeit noch kurz zum Arzt. Anscheinend hat sie sich den Magen verdorben.“

Swantje ist meine Mutter. Sie arbeitet ziemlich viel und macht oft Überstunden.

Ich bugsiere Tom aus dem Zimmer, bevor er sich nach meinen Hausaufgaben erkundigen kann. Die meisten habe ich schon in der Schule in einer Freistunde erledigt, aber ein paar Sachen muss ich noch machen. Vokabeln pauken, eine Tabelle für Erdkunde ausfüllen und zwei Gedichtstrophen auswendig lernen.

„Hat sie gekotzt?“

„Wer?“

„Mama.“

„Jella!“

Ich verschwinde kichernd in der Küche.

Tom folgt mir kopfschüttelnd.

„Ich hoffe nur, dass es nicht dieser Magen-Darm-Virus ist, der gerade in Umlauf ist“, murmelt er vor sich hin. „Dann stecken wir uns garantiert auch noch an.“

„Bloß das nicht!“ Ich reiße die Kühlschranktür auf, um nachzuschauen, was da ist. Dabei muss ich automatisch an den Kühlschrank vom Sportplatz denken. Ich erzähle Tom davon. Auch von dem Foto, das ich geknipst habe, und der Telefonnummer der Stadtverwaltung. „Kannst du da morgen früh vielleicht anrufen? Wir dürfen in der Schule doch nicht telefonieren.“

„Ja, klar. Mach ich“, verspricht er. „Schön, dass du auf so was achtest. Die meisten gehen einfach weiter und denken, dass es sie nichts angeht.“

„Oder sie schmeißen ihren Müll noch dazu“, sage ich grimmig. Er nickt.

Wir haben gerade alles fertig aufgebaut, den Tisch gedeckt und einen Rest Gemüseauflauf von gestern in den Backofen geschoben, als meine Mam die Wohnungstür aufschließt. Ich gehe in den Flur, um sie zu begrüßen.

„Hallo, Süße“, schnauft sie. Warum schnauft sie? Und warum klingt ihre Stimme so erschöpft? Ich fürchte, sie hat sich tatsächlich diesen fiesen Virus eingefangen.

Ich nehme ihr die Tasche ab, während sie aus den hochhackigen Schuhen schlüpft, die sie immer zur Arbeit anzieht, und die

Fußknöchel kreisen lässt. Erst den einen, dann den anderen.

Zuerst linksrum, dann entgegengesetzt.

„Soll ich dir eine Wärmflasche bringen? Kamillentee kochen?

Einen Teller Haferbrei vielleicht?“

Bei dem Brei-Wort zuckt sie zusammen und wird noch ein bisschen blasser, als sie sowieso schon ist. Ich glaube, ihr gehts

wirklich nicht gut. Okay, dann also nicht. Aber ob ofenwarmes Gemüse von gestern besser ist?

„Vielleicht erst mal nur ein Butterbrot“, überlege ich laut. „Oder ein Zwieback mit gar nichts?“

„Nein, danke.“ Sie gähnt. „Ich hab überhaupt keinen Appetit.

Am liebsten würde ich mich gleich hinlegen und schlafen.“

Genau das macht sie dann auch, während Tom und ich den aufgewärmten Auflauf essen.

DAS ZWEITE KAPITEL,

*in dem ich von einem Walross geweckt werde
und eine alte Dame stirbt, die ich nicht kenne.*

Am nächsten Morgen werde ich von einem seltsamen Geräusch geweckt. Es klingt wie ein Walross, das Futterbrocken für sein Junges hochwürgt. Keine Ahnung, ob Walrosse (oder heißen die Walrösser?) so etwas machen – also, Babynahrung in Form von durchgekauerten und vorverdauten Heringen für ihre Kinder hochwürgen –, aber es hört sich wirklich so an.

Würg-jürg, gnörg-brörg ... Krass!

Es muss ziemlich früh sein. Mein Wecker hat noch nicht geklingelt, aber in meinem Zimmer ist es schon taghell. Ich strecke mich und gähne. Die Kastanie winkt mir zu. Ich winke zurück, wackele mit den Zehen und gähne noch einmal. Im Bad rauscht die Klospülung. Dann hustet jemand und dreht den Wasserhahn auf. Unsere Wohnung ist leider sehr hellhörig. Man hört alles, einfach ALLES – ob man will oder nicht.

Ich überlege, ob es sich lohnt, wieder einzuschlafen. Wahrscheinlich nicht. Ich muss noch meine Schulsachen packen, und wenn

ich jetzt aufstehe, habe ich gleich ein bisschen mehr Zeit fürs Frühstück. Also wühle ich mich aus dem Bett, klettere die Leiter runter, lande auf dem Fußboden und sammle meine Klamotten vom Teppich auf. Sie liegen noch genau da, wo ich sie gestern Abend fallen gelassen habe. Swantje und Tom haben schon vor hundert Jahren aufgegeben, hinter mir herzuräumen oder mich zu ermahnen, doch bitte ein bisschen ordentlicher zu sein. Sie sind selbst ziemliche Chaoten und verteilen überall in der Wohnung Krimskrams, DVD-Hüllen, Teebecher und meterhohe Bücherstapel, über die man ständig stolpert. Was das angeht, passen wir gut zusammen.

Ich bin frisch geschrubbt, gekämmt und fix und fertig angezogen, bevor meine Mutter ihren Smoothie-Mixer anwerfen kann. Sie ist noch nicht mal in der Küche. Dabei ist sie morgens sonst immer die Erste und schlürft in Ruhe einen halben Liter lauwarmen Kräutertee, bevor sie anschließend voller Hingabe Brokkoliröschen, Spinat, büschelweise Petersilie, Radieschenblätter, Gurkenscheiben und alles Mögliche schreddert, das sie in die Finger kriegt. Hauptsache, es ist grün.

Ich nutze die Gelegenheit und toaste schnell zwei Scheiben Weißbrot, die ich anschließend mit Marmelade bestreiche, zusammenklappe und mir zwischen die Kiemen schiebe. Dazu gibts Kakao. So lecker! Ich stelle mich ans Fenster, schaue hinaus, kaue vor mich hin und könnte vor Wohlbehagen grunzen.

Als meine Mam nach weiteren fünf Minuten immer noch nicht aufgetaucht ist, fange ich allerdings an, mir Sorgen zu machen. Vielleicht hat sie verschlafen? Dann sollte ich sie wohl lieber wecken.

Ich schmiere mir noch fix zwei Pausenbrote zum Mitnehmen und packe sie in die Frühstücksbox, die ich zusammen mit meiner meergrünen Lieblingstrinkflasche und einer getüpfelten Banane in den Schulrucksack stopfe.

„Guten Morgen“, nuschelt plötzlich jemand hinter mir.

Ich drehe mich um. Tom grinst mich an. Er sieht strubbelig und verpennt aus. Kein Wunder, normalerweise schläft er um diese Uhrzeit noch.

„Hi“, antworte ich. „Wo ist Mama?“

„Sie bleibt heute zu Hause. Es geht ihr nicht so gut.“

„Oh“, sage ich. Ich muss an das komische Geräusch von vorhin denken. Dann war das wohl doch kein würgendes Walross, sondern meine Mam, die sich im Morgengrauen übergeben hat.

„Soll ich ihr einen Kamillentee kochen?“

„Nee, lass mal. Lieb von dir, aber sie schläft jetzt wieder.“ Tom gähnt. „Hast du schon gefrühstückt? Brauchst du noch was?“

„Nö. Alles paletti.“ Ich werfe mir den Rucksack über die Schulter, gehe unter dem Gewicht in die Knie und schließe die Wohnungstür auf. „Ich mach mich jetzt auf die Socken. Sag Mama gute Besserung von mir.“

„Richte ich aus.“ Er nickt und winkt.

Die Tür fällt mit einem leisen Klicken hinter mir ins Schloss. Ich hüpfte die Treppe hinunter. Meine Schulsachen hoppeln im Takt auf meinem Rücken. Draußen vor dem Haus bleibe ich stehen und atme tief ein und wieder aus. Die Sonne scheint, Vögel zwitschern. Es verspricht ein wunderschöner Tag zu werden. Zu blöd, dass ich die nächsten Stunden in einem Klassenzimmer hocken muss. Viel lieber würde ich durch den Stadtpark schlendern, mich auf eine Wiese setzen, picknicken und dabei auf den Ententeich gucken. Aber nein, stattdessen Schule ...

Erwachsen müsste man sein, überlege ich, während ich zur Bushaltestelle gehe. Dann könnte ich tun und lassen, was ich will. Obwohl – so einfach ist das auch nicht. Wäre ich erwachsen, müsste ich jetzt zur Arbeit. Dabei weiß ich noch nicht mal, was ich später werden will. Biologin oder Physikerin vielleicht. Oder Straßenmusikerin. Oder jemand entdeckt durch Zufall mein Gesangstalent und ich werde Schlagerstar und Millionärin. Ja, das wärs doch!

„Träum weiter“, murmele ich vor mich hin, als ich in den Bus steige. Der Fahrer nickt mir verständnisvoll zu. Ich werde rot und schiebe mich schnell an ihm vorbei. Der Gang ist vollgestopft wie eine Familienpackung Fischstäbchen. Ich quetsche mich zwischen zwei dünne, langhaarige Jungs, die konzentriert auf ihren Smartphones herumwischen, und halte mich an einer Stange fest. Es

lohnt sich nicht, für die kurze Fahrt einen freien Platz zu suchen. Zwei Haltstellen weiter muss ich eh wieder aussteigen. Zum Glück vergeht der Vormittag in Nullkommanix. Wir schreiben einen Vokabeltest in Englisch, tragen in Deutsch unsere auswendig gelernten Gedichtstrophen vor (Theodor Fontane: „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, ein Birnbaum in seinem Garten stand“ und so weiter. Nur für den Fall, dass es jemand wissen will), haben anschließend eine Doppelstunde Kunst, dann Mathe und zum Schluss noch mein Lieblingsfach: Biologie.

Wir nehmen gerade Muscheln durch und gucken uns ein Video an. Hinterher sprechen wir darüber, wie Muscheln Wasser filtern. Richtige kleine Bio-Filteranlagen sind das. Schon erstaunlich, was die Natur alles kann, wenn man sie lässt. Vielleicht sollte ich später wirklich Biologie studieren. Und dann werde ich Muschelzüchterin. Nicht um die Dinger zu verkaufen, sondern um sie in Flüssen und Seen freizulassen, die eine Reinigung gebrauchen können. Ob man davon leben kann? Wohl eher nicht. Es sei denn, ich würde die Muscheln vermieten. Aber wer mietet Muscheln?

„Guck mal, da sitzt ein Vogelbaby. Ob das aus dem Nest gefallen ist? Vielleicht braucht es Hilfe.“ Gunhild stupst mich mit dem Ellbogen an und zeigt aus dem Fenster. Unter einer Hecke sitzt eine junge Amsel und piepst mit breitem Schnabel.

„Nee, das ist ein Ästling. Der kommt schon klar. Bestimmt sind seine Eltern ganz in der Nähe und passen auf ihn auf“, erwidere ich.

Wie auf Bestellung kommt in dieser Sekunde die Mutter des Kleinen angehüpft und serviert ihm einen leckeren Regenwurm-snack, den er gierig runterschlingt.

„Ästling?“ Gunhild prustet los.

„Die heißen wirklich so“, bestätige ich kichernd. „Zuerst Nestling, danach Ästling und dann –“

Es klingelt. Die Stunde ist rum. Heute ist Freitag. Da bleibt keiner freiwillig länger sitzen als unbedingt notwendig. Blitzschnell springen wir auf, raffen unsere Siebensachen zusammen und stürzen mit den anderen hinaus ins Freie, ins Wochenende. Herr Bürkle, unser Biolehrer, kommt nicht mal mehr dazu, die Aufgabe für die nächste Stunde an die Tafel zu schreiben.

„Lest bitte das Kapitel über die Flussmuscheln zu Ende und schreibt eine kurze Zusammenfassung!“, brüllt er hinter uns her.

„Was hat er gesagt?“, fragt Jan-Niklas, ein Junge aus unserer Klasse. Seine kurzen schwarzen Haare stehen in alle Himmelsrichtungen ab.

„Ich hab nichts gehört“, sage ich.

„Ich auch nicht.“ Gunhild wird rot. Sie ist ein bisschen in ihn verknallt, glaube ich. Jan-Niklas pfeift vor sich hin. Ich grinse. Auf dem Weg zur Bushaltestelle kommen wir an dem Müll-

containerplatz vorbei. Er sieht noch genauso aus wie gestern.
Vielleicht sogar noch schlimmer.



„Wolltest du da nicht anrufen?“, fragt Gunhild sofort.
Ich nicke. Hoffentlich hat Tom daran gedacht!
„Meine Oma in Dortmund hat eine Dreckpetze-App auf ihrem Smartphone“, mischt Jan-Niklas sich ein.
„Hä?“, frage ich.
„Eine was?“ Gunhild reißt die Augen auf.
„Eine App, mit der sie illegalen Müll melden kann“, erklärt er uns.
„Sie fotografiert den Krempel mit der Handykamera, der Standort wird per GPS ermittelt und schwups geht die Meldung automatisch an die Müllabfuhr oder wer sonst dafür zuständig ist.“
„Das ist ja cool! Wieso haben wir das hier nicht auch?“ Ich stolpere vor Begeisterung fast über eine Bordsteinkante. Gunhild hält mich in letzter Sekunde am Ärmel fest.
„Weiß ich auch nicht.“ Jan-Niklas zuckt mit den Schultern.
„Vielleicht gibts das inzwischen bundesweit. Musst du einfach mal googeln.“
„Jella googelt nicht. Sie benutzt Ecosia. Da wird nämlich für jede Anfrage ein Baum gepflanzt“, sagt Gunhild wichtig.
Jan-Niklas guckt mich verwirrt an.

„Vergiss es“, sage ich schnell. Ich muss mich beeilen. Mein Bus steht schon an der Haltestelle. „Ich verklickere es dir ein anderes Mal. Aber danke für den Tipp mit der Dreckpetze!“

„Kein Problem.“ Jan-Niklas kratzt sich am Hinterkopf und fängt wieder an zu pfeifen. Gunhild strahlt ihn verliebt an.

„Bis morgen!“ Ich winke den beiden zu und sprinte los. Sekunden später sinke ich schnaufend auf den letzten freien Platz ganz hinten im Bus.

Tompa sitzt zu Hause am Küchentisch, den Kopf in beide Hände gestützt, einen halb leeren Kaffeebecher neben sich, und brütet über einem Blatt Papier. Zuerst denke ich, dass es eine Rechnung ist und dass er darüber nachgrübelt, wie er die nun wieder bezahlen soll. Als Taxifahrer verdient er schließlich nicht so viel. Beim zweiten Blick sehe ich, dass es ein handgeschriebener Brief ist. Der Umschlag ist heruntergefallen und halb unter eine Schranktür gerutscht. Ich hebe ihn auf und betrachte ihn von beiden Seiten. Dicke, dunkelblaue Tinte, altmodische Schrift, hübsche Briefmarke mit einem Strandkorb am Meer.

Den Absender kann ich leider nicht entziffern.

„Hi!“, sage ich und lege den Briefumschlag auf den Tisch.

Tom war so tief in Gedanken versunken, dass er mich noch gar nicht wahrgenommen hat. Er zuckt zusammen und starrt mich an. „Jella! Was machst du denn hier?“

„Wohnen?“, schlage ich vor.

„Äh, ja, natürlich.“

„Wo ist Mama? Schläft sie immer noch?“ Ich schaue in den Kühlschrank, klappe die Tür gleich wieder zu und drehe mich um. Tom faltet den Brief zusammen und seufzt.

„Nein. Sie wollte noch mal beim Arzt vorbeischaun und sich etwas gegen die Übelkeit geben lassen.“

„Wie gehts ihr denn?“ Ich lehne mich mit dem Po gegen die Kühlschranktür.

„Noch nicht besonders gut.“ Tom sieht blass aus. Als hätten Mamas miese Viren geknobelt und ihn zu ihrem nächsten Opfer auserkoren. Oh Mann, dann bin ich wohl bald die letzte Gesunde hier ...

„Gibt es trotzdem was zu essen? Ich hab echt Hunger!“

Meine Stimme klingt nörgelig. Das merke ich selbst. Aber der kurze Blick in den Kühlschrank lässt mich nicht gerade in lauten Jubel ausbrechen. Im Gegenteil ...

Ich frage mich, wie wir zu dritt mit einem kleinen Becher Heidelbeerjoghurt, einem halben Stück Biobutter, einem angebrochenen Glas Gewürzgurken, einer Flasche Curry-Ketchup und einer fast leeren Tube Senf das Wochenende überleben sollen. Brot und Obst ist auch keins mehr da. Die letzte Banane hab ich vorhin in der Schule verdrückt. Ob wir vielleicht noch ein, zwei Dosen Gemüseravioli in der Vorratskammer haben?

„Tilda ist tot“, sagt Tompa leise.

„Wer?“

„Tante Tilda, eine Großtante von mir. Ganz entfernt, um drei Ecken. Ich hab sie vor zwanzig Jahren das letzte Mal gesehen. Jetzt ist sie gestorben.“

„Oh, das tut mir leid“, sage ich, weil man das in einer Situation wie dieser wohl so macht. Mit toten Tanten habe ich null Erfahrung. Vor ein paar Jahren ist mein Opa gestorben. Aber Tante Tilda? Keine Ahnung, wer das ist.

Tompa stupst den Brief mit zwei Fingern an und seufzt wieder.

„Valentina Kiekbusch hat mir geschrieben, Tildas alte Nachbarin aus Kleefeld. Die Beerdigung ist nächste Woche.“

„Muss ich etwa mit?“, frage ich alarmiert.

Zum Glück schüttelt er den Kopf. „Du kanntest sie ja gar nicht. Ich weiß noch nicht mal, ob ich überhaupt hinfahre. Wie gesagt, es ist lange her.“

Das klimpernde Geräusch von Wohnungsschlüsseln lässt uns aufhorchen.

„Hallihallo! Ist jemand zu Hause?“, ruft Mama in den Flur. „Ich könnte mal etwas Hilfe brauchen!“

Ich sprinte um die Ecke. Tom steht auf und folgt mir. Mama stellt ihren Einkaufskorb ab, richtet sich auf und umarmt zuerst mich, dann ihn.

„Gehts dir besser?“, frage ich sie. „Hast du Tabletten bekommen?“

„Ja und ja“, antwortet sie lächelnd. „Das heißt, es sind keine Tabletten, sondern Tropfen gegen die Übelkeit. Aber vielleicht gehts auch ohne. Im Augenblick fühle ich mich ganz wohl.“

Meine Mutter nimmt nicht gerne Medikamente. Nicht mal, wenn sie Zahnschmerzen, Fieber oder einen steifen Hals hat. Falls sie krank ist, was echt selten vorkommt, kocht sie sich erst mal eine große Kanne Kräutertee und legt sich einen nassen Waschlappen auf die Stirn, bevor sie zum Arzt geht. Diese Tropfen wird sie nur im äußersten Notfall nehmen, da bin ich mir sicher.

„Unten an der Treppe steht noch eine Einkaufstasche. Die war mir zu schwer“, wendet sie sich an mich. „Läufst du runter und holst sie?“

„Logo.“ Ich flitze los und bin schneller wieder da, als die beiden Piep sagen können. Sie stehen immer noch im Flur.

„Tante Tilda ist gestorben“, sagt Tom gerade.

„Wer?“ Mama runzelt die Stirn. „Ach, warte ... War das nicht diese verschrobene, uralte Tante, die ganz allein auf einem baufälligen Gutshof an der Nordsee gelebt hat?“

„Ostsee“, stellt Tom richtig. „Es war kein Gut, sondern ein Bauernhof. Und Tilda war nicht verschroben, sondern nur ein wenig eigensinnig.“

„Ja, genau. Ich erinnere mich.“ Mama lächelt. „Aber du hattest ziemlich lange keinen Kontakt mehr zu ihr, oder? Vielleicht war sie am Ende doch verschroben. Wer weiß?“

Tom zuckt mit den Schultern. Er sieht traurig aus. Obwohl er seine tote Tante jahrelang nicht gesehen hat.

„Warum eigentlich nicht?“, frage ich ihn.

Er guckt mich verständnislos an. Ich trage die Einkaufstasche an ihm vorbei in die Küche und stelle sie auf den Tisch. „Warum hast du deine Tante so lange nicht gesehen? Wir hätten sie doch mal an der Nordsee besuchen können.“

„Ostsee“, sagen Mama und Papa im Chor.

„Ist doch egal. Wir hätten sie trotzdem mal besuchen können“, entgegne ich und füge grinsend „am Meer“ hinzu.

„Tja, dafür ist es jetzt leider zu spät.“ Tom seufzt.

Während meine Mutter die Einkäufe auspackt und im Kühlschrank verstaut, erzählt er uns, dass Tilda wohl wirklich ein bisschen seltsam gewesen sein muss. Auf jeden Fall hat sie sich vor vielen Jahren komplett von der Familie zurückgezogen, weil sie mit dem ganzen Gedöns nichts mehr zu tun haben wollte.

„Gedöns.“ Ich muss kichern, als ich das Wort höre.

„Die Beerdigung ist nächste Woche. Ich werde wohl hinfahren“, sagt Tom in Mamas Richtung.

„Ja, das solltest du wohl.“ Sie nickt.

Und dann machen wir endlich was zu futtern. Es gibt Spaghetti mit Tomatensoße. Meine Mutter isst nur einen Teller Spaghetti. Ganz ohne Soße, weil sie Angst hat, dass ihr sonst wieder schlecht werden könnte. Aber dann steht sie auf und verdrückt

zum Nachtschisch eine dicke Gewürzgurke mit Senf, wovon mir um ein Haar schlecht wird. Plötzlich fällt mir etwas ein.

„Hast du eigentlich im Rathaus angerufen? Wegen dem Müll, von dem ich dir erzählt hab?“ Ich stupse Tom an.

„Wegen des Mülls“, korrigiert er mich.

Ich stöhne auf. Ich hasse es, wenn er mich verbessert. „Von mir aus wegen des Mülls“, wiederhole ich. „Hast du?“

„Nein“, gibt er zerknirscht zu.

„Mann!“ Ich trete gegen das Tischbein. Okay, es ist kindisch. Aber ich bin wirklich sauer. Da bitte ich ihn mal um etwas, und dann vergisst er es!

„Jella“, sagt meine Mutter warnend.

„Was denn?“, zische ich.

„Tante Tilda ist gestorben. Sei ein bisschen rücksichtsvoller.“

„Wieso? Ich kannte die doch gar nicht!“

„Jella, es reicht.“ Mama funkelt mich an.

Tom seufzt schon wieder. „Sie hat ja recht“, meint er. „Sie kannte Tilda nicht. Und ich habe vergessen, etwas zu erledigen, worum sie mich gebeten hat. Tut mir leid.“

„Schon gut“, knurre ich. Obwohl es überhaupt nicht gut ist.

Nichts ist gut. Weder dass seine olle Tante plötzlich tot ist noch der wild wachsende Müllberg hinter der Schule. Alles ist doof. Wirklich alles.

„Kann ich in mein Zimmer?“

„Natürlich.“ Mama nickt mir zu.

„Ich rufe gleich bei der Stadtverwaltung an“, sagt Tom schnell.

„Vielleicht erreiche ich noch jemanden. Und sonst versuche ich es Montag früh noch einmal.“

Er hält mir die Hand hin. Ich schlage ein.

Zwei Minuten später singe ich in voller Lautstärke: „*Mein Herz schlägt Schlager, hey-uh-oh ...*“

Drei Minuten später bin ich nicht mehr ganz so sauer und spiele noch ein bisschen Mundharmonika. Danach setze ich mich auf die Fensterbank und schaue hinaus. Der Himmel ist grau. Es sieht nach Regen aus. In der Kastanie sitzt ein Vogel und zwitschert sein Abendlied. Es hört sich schön an. Viel schöner als das, was ich gerade auf meinem Instrument produziert habe. Aber ich bin ja auch nur eine stinknormale Elfjährige und kein hübscher Singvogel mit buntem Gefieder und besonderen Begabungen.



Carlsen-Bücher gibt es überall im Buchhandel und auf carlsen.de

© 2020 Carlsen Verlag GmbH, Hamburg
Umschlag und Innenillustrationen: Daniela Kohl
Lektorat: Susanne Schürmann
Satz und Herstellung: Constanze Hinz und
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
ISBN 978-3-551-65145-7